Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 101. Freitag den 24. Februar 1893. 87. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 24. Februar.

Der plötzlich mit so überraschender Gewalt hereingebrochene Ansturm gegen die Handelsverträge hat den großen Fehler, daß er um mindestens anderthalb Jahre zu spät kommt. Die grundlegenden Verträge stehen seit Jahresfrist auf zwölf Jahre in Kraft und es ist praktisch ganz nutzlos, daran zu rütteln. Man kann höchstens den Handelsvertrag mit Rußland hintertreiben, allein es wäre eine starke Uebertreibung, wenn man wirklich davon die Hebung des landwirthschaftlichen Nothstandes erhoffte. Wenn man die Ermäßigung des Getreidezolls für einen schweren Schlag gegen die landwirthschaftlichen Interessen hält, so kann man die Auffassung anerkennen, aber auch von diesem Standpunct aus kann die Sache durch Aufrechterhaltung eines Differenzialzolls allein gegenüber Rußland nicht wesentlich gebessert werden. In der Hauptsache ist eben die Frage auf eine längere Reihe von Jahren entschieden und dagegen kann jetzt mit praktischem Erfolg nicht mehr angekämpft werden. Längst bevor die Handelsverträge mit Oesterreich, Italien ꝛc. zur parlamentarischen Entscheidung standen, wußte man von ihrem angefochtensten Inhalt, der Herabsetzung der Getreidezölle. Wo blieb damals, als es die rechte Zeit gewesen wäre, wenn man für die agrarischen Interessen etwas erreichen wollte, der „Sturm"? Und wo blieb die Opposition im Reichstag? Mit überwältigender Mehrheit, zu der auch ein Drittel der conservativen Partei, Männer, die jetzt an der Spitze des Ansturms gegen die Handelsverträge stehen, wie Herr v. Manteuffel u. A. gehörten, gegen eine winzige Minderheit wurden diese Verträge angenommen. Was hilft es jetzt, gegen vollzogene Thatsachen anzurennen?

Wenn die Officiösen gut unterrichtet sind, ist der Reichskanzler Graf Caprivi entschlossen, dem Centrum gegenüber zu beweisen, daß er kürzlich im Reichstage mit voller Absicht von seiner „Festigkeit" gesprochen hat und nicht daran denkt, sich die Aufhebung des Jesuitengesetzes abtrotzen zu lassen. Durch mehrere officiöse Blätter geht nämlich heute folgender Artikel:

„Die Reichsregierung hat bisher, soviel wir wissen, nicht in Fehde mit dem Centrum gelebt, kann daher auch kein Bedürfniß nach einem Friedensschlusse haben. Ob es bei dem bisherigen nicht unfreundlichen Verhältniß bleiben wird, das hängt von dem Verhalten des Centrums, namentlich in der Militairvorlage, ab. Von culturkämpferischen Neigungen werden die Männer des neuen Curses ganz sicherlich nicht erfüllt werden, auch wenn das Centrum die Militairvorlage in diesem Reichstage zum Scheitern bringen sollte; aber von einer Regierung, die, wie man kürzlich vom Reichskanzler gehört, „Festigkeit" auf ihr Programm geschrieben hat, wäre dann doch zu erwarten, daß sie das Centrum mit den in ihm herrschenden demokratischen Elementen als politische Oppositionspartei betrachte und behandle. In der Jesuitenfrage hat sich seit der Erklärung des damaligen Ministerpräsidenten Grafen Caprivi in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 29. Januar 1892, daß die preußische Regierung gegen die Wiederzulassung der Jesuiten im Bundesrathe stimmen werde, nichts geändert. Das Centrum ist, wie wir zu wissen glauben, davon unterrichtet, daß die Regierung auf irgend welches Handelsgeschäft bei Behandlung der Militairvorlage nicht eingeht, und es darf auch anerkannt werden, daß das Centrum seinen Versuch gemacht hat, die Militairfrage und die Jesuitenfrage mit einander zu verquicken (?). Wenn alles dem Centrum auch daran liegen sollte, seinen Jesuitenantrag vor der Entscheidung über die Militairvorlage verhandelt zu sehen, so kann der wahre Grund dafür kaum sein, die Ansichten der Regierung über den Antrag kennen zu lernen und danach sein Verhalten in der Militairfrage einzurichten."

Hoffentlich rechtfertigt der Herr Reichskanzler die gute Meinung seiner journalistischen Agenten; er würde dadurch ganz erheblich zur Beseitigung der Mißstimmung beitragen, die in weiten Kreisen herrscht.

In der Schweiz ist der Entwurf der neuen Militairorganisation nunmehr von der engeren Commission durchberathen. Immerhin wird es infolge der neuen Redaction und der Drucklegung nicht möglich sein, die Armeecorpscommandanten, Divisionaire und Waffenchefs zur Berathung noch in diesem Monat einzuberufen, doch soll dies bis zur ersten Woche des März erledigt werden, damit der Bundesrath sich noch vor der Eröffnung der Märzsession mit der Angelegenheit befassen und den Räthen den Entwurf unterbreiten kann. Diese würden dann wenigstens noch ihre Commissionen bestellen können. Zur Behandlung käme die Vorlage dann in der Junisession. Vorausgesetzt, daß das Referendum nicht verlangt wird, könnte die Organisation im Herbst in Kraft gesetzt werden und auf die während des Winters getroffenen Vorbereitungen hin im Frühjahr 1894 zur Ausführung gelangen.

In Belgien ist es seit Jahren das Hauptbestreben der Socialistenpartei, auf die Armee Einfluß zu gewinnen, die socialistischen Ansichten der Armee einzuflößen und für den Fall einer Revolution sich die Armee zu sichern. Diese socialistische, mit Wort, Schrift und Druck geführte Agitation wird dadurch wesentlich erleichtert, daß die belgische Armee nur aus Unbemittelten, aus Arbeitersöhnen und Stellvertretern besteht. Die Socialisten bearbeiten alle in das Heer Eintretenden systematisch, damit sie ihrer Herkunft eingedenk sind und sich verpflichten, niemals auf das Volk zu schießen. Obwohl die Militairbehörden gegen jede socialistische Erscheinung in der Armee auf das allerstrengste mit harten Strafen vorgehen, steht es jetzt unwiderleghar fest, daß der Socialismus in der belgischen Armee festen Fuß gefaßt hat und die Armee für unsere Kämpfe ein unzuverlässiges Werkzeug sein wird; sie ist keine Stütze der sogenannten Ordnung mehr. Nachdem schon in der Brüsseler Garnison bedenkliche Anzeichen hervorgetreten waren, daß die socialistischen Ansichten tiefe Wurzeln in den soldatischen Kreisen geschlagen haben, überragen die jetzigen Vorgänge in der Garnison Tournai alles bisher Dagewesene. Dort sind, um eine ernste socialistische Propaganda in Scene zu setzen, Gefreite und Soldaten zu einer festen Gruppe zusammengetreten und haben sich ein eigenes Local in der Stadt für ihre Versammlungen gemiethet; immer mehr Soldaten schlossen sich ihnen an. Die Militairbehörden hörten endlich davon, aber entdeckten nichts. Jetzt bei dem Carneval vermummten sich ein Lieutenant und ein Sergeant, und so gelang es ihnen, sich in jenes Socialistenlocal einzuschleichen. Die Folge war die Festnahme von 2 Gefreiten und 40 Soldaten, die sich dem Bunde angeschlossen hatten. Der Regimentscommandeur Busine giebt nunmehr dem Regimente kund, daß „der Gefreite Duponchel und der Oberhornist Debois degradirt werden, weil sie in der Stadt eine Gesellschaft für socialistische Propaganda organisirt haben". Alle vernommenen Gefreiten und Soldaten erklärten unumwunden, daß sie entschiedene Socialisten seien und trotz aller Strafen bleiben und niemals trotz aller Befehle auf das Volk schießen würden. Sie werden sämmtlich vor das Kriegsgericht gestellt und zweifellos hart bestraft, aber dieser Vorgang beweist, daß die Regierung bei einer Volkserhebung für das allgemeine Stimmrecht in keiner Weise auf die Armee rechnen kann, daß die Armee infolge ihrer Zusammensetzung socialistisch durchfressen ist. Die schmachvolle Engherzigkeit der herrschenden Classen, die militairische Stellvertretung festzuhalten, beginnt sich bitter zu rächen.

In Frankreich wird heute der Senat einen neuen Präsidenten wählen. Bekanntlich hat der langjährige Präsident dieser Körperschaft, Herr Leroyer, „aus Gesundheitsrücksichten" plötzlich seine Entlassung gegeben — ein Entschluß, der Herrn Carnot wie Herrn Ribot gleichmäßig unangenehm berührt und für den die politische Tagespresse bis jetzt vergebens nach einer plausibeln Erklärung sucht. Durch den Rücktritt Leroyer's ist nun das Feld für die Bewerber der verschiedensten Richtungen frei geworden. Neben Herrn Magnin, dem Gouverneur der Bank von Frankreich und persönlichem Freund des Präsidenten Carnot, wurden Challemel-Lacour und der „Tonkinese" Jules Ferry als Bewerber um den erledigten Senatsvorsitz genannt, letzterer aber mehr beiläufig, gleichsam als behutsam ausgestreckter Fühler und wie auch Challemel-Lacour mehr zur Folie für den Vorzugscandidaten Magnin, denn als ernster Concurrent des letzteren. Nun hat aber überraschender Weise nicht Herr Magnin, sondern gerade der so lange Jahre hindurch politisch verfehmt gewesene Jules Ferry die Mehrheit der abgegebenen republikanischen Stimmen auf sich vereinigt. Die Wahl selber ist damit allerdings noch nicht entschieden, denn es haben sich an der vorläufigen Nominirung nur 151 Senatoren betheiligt, davon 87 Ferrystien, während die vier republikanischen Mehrheitsgruppen des Senats etwa 250 Mitglieder zählen und außerdem noch einige fünfzig „Dreitiers", Angehörige der Rechten, vorhanden sind. Herr Magnin mit seinen 55 Stimmen könnte sonach im entscheidenden Momente immer noch über die Candidatur Ferry siegen. Da er offenbar der Vertrauensmann Carnot's ist, so wird der Ausfall der Ersatzwahl für Leroyer einen Maßstab für den Festigkeitsgrad der Stellung des Präsidenten der Republik selbst liefern.

Zu all den übrigen Fragen kommt jetzt noch die Mekong-Frage hinzu. Die Siamesen haben angeblich die Grenzen Annams überschritten, sie wollen nicht anerkennen, daß der große Strom Mekong die natürliche Grenze zwischen den beiden hinterindischen Staaten bildet, der Prinz Heinrich von Orleans, der bekannte Afrikareisende, steht die siamesischen Truppen schon zwei Tagemärsche von Hué, die Mitglieder der Macey'schen Expedition, die Residenten in Annam, der Obmann des Colonialrathes in Saigon stoßen Warnungsrufe aus und die französische Kammer beginnt sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen. Auch im englischen Oberhause wurde die Frage gestreift. Der französische Unterstaatssecretair für die Colonien hatte von einem Einflußgebiet gesprochen und dieser Ausdruck ist in London bemängelt worden, weil die englische Regierung in Siam kein Einflußgebiet anerkannt habe. Darüber ist man wieder in Paris entrüstet; man habe geglaubt, es nur mit Siam zu thun zu haben, und finde nun die Hand Englands hinter diesem. In England handle es sich jedenfalls darum, die Versuche Frankreichs zu vereiteln, den Mekong der Schifffahrt zu erschließen und, wenn möglich, mit Hilfe der Siamesen eine englische Schifffahrt zu eröffnen. Das sei das Einflußgebiet, auf das der französische Unterstaatssecretair Delcassé hinwies; zwischen Siam und Annam gehe es keine streitige Grenzfrage, sondern nur die Frage des Einflusses, die sich an die Schifffahrt auf dem Mekong knüpft. Ob die Republik zur Behauptung ihrer vermeintlichen Rechte die Feindseligkeiten gegen Siam eröffnen wird, gilt aber selbst in Paris als zweifelhaft. Sie hat näher liegende Sorgen, und für neue hinterindische Ausgaben dürfte sie keine Mehrheit in der Kammer finden — wenn nicht Herr Ferry wieder zu Einfluß gelangt.

Für die englischen Staatsangehörigen in Samoa hat der englische Obercommissar für den westlichen Stillen Ocean eine Verordnung erlassen, wonach britische Unterthanen, die in einer den öffentlichen Frieden und die öffentliche Ordnung auf den Inseln gefährdenden Weise gegen die dortige Regierung agitiren, mit Geldstrafe oder mit Freiheitsstrafe bis zu 3 Monaten bestraft werden, soweit nicht eine härtere Strafe verwirkt ist. Die Thatsache, daß eine solche Verordnung erlassen ist, beweist, daß auch von den englischen Behörden die Nothwendigkeit erkannt wird, den fortdauernden Hetzereien, die von einzelnen fremden Bewohnern der Inseln getrieben werden, einen Riegel vorzuschieben. Ob freilich die Verordnung viel nützen wird, möchten wir bezweifeln. Die Gründe für die auf die Dauer unhaltbaren Zustände in Samoa dürften mehr in dem complicirten, unpraktischen Regierungsmechanismus liegen, mit welchem die Samoa-Acte jene winzigen Inseln belastet hat.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 23. Februar. Für die Ueberhebung und Anmaßung der Leute, welche jetzt im Centrum das große Wort führen, war ein kleiner Vorfall in der heutigen Sitzung des Abgeordnetenhauses recht bezeichnend. Während einer gleichgiltigen Rede des bekannten Hetzcaplans Dasbach über die Kreisschulinspectoren, die nur sechsmal Gesagtes zum siebenten Male wiederholte, wagte der Cultusminister Bosse einige Bemerkungen mit dem Abg. Krepatschek auszutauschen. Ob dieser Mißachtung ergrimmte Herr Dasbach höchlich und sprach Herrn Krepatschek sowohl als dem Minister seine Mißbilligung aus, daß sie durch Zwiegespräche sich abhalten ließen, so hochbedeutsamen Ausführungen zuzuhören. Die wohlverdiente scharfe Abfertigung, welche der Cultusminister dem vorlauten Herrn Caplan zu Theil werden ließ, fand auf allen Seiten des Hauses schallenden Beifall. — Zu der jetzt im Vordergrund stehenden Jesuitenfrage ist es wohl von Interesse, daran zu erinnern, daß das Jesuitengesetz im Jahre 1872 in der namentlichen Schlußabstimmung mit 181 gegen 93 Stimmen angenommen worden ist. In der Mehrheit befanden sich die Conservativen und die Nationalliberalen, mit Ausnahme vereinzelter nachher zur „Secession" übergegangenen Mitglieder, auch ein Theil der Fortschrittspartei. Die Jesuiten sind dieselben geblieben, aber in unsern politischen Verhältnissen hat sich seitdem freilich Vieles verändert. Dem Erlaß des Jesuitengesetzes war übrigens damals ein ähnlicher Petitionssturm vorangegangen, wie er im neuester Zeit stattfand.

‖ **Berlin**, 23. Februar. Nach §. 119a der Gewerbeordnungsnovelle vom 1. Juni 1891 können Gemeinden oder weitere Communalverbände für alle in ihrem Bezirk vorhandenen Gewerbebetriebe oder für gewisse Arten derselben durch Statut festsetzen, daß der von minderjährigen Arbeitern verdiente Lohn an die Eltern oder Vormünder gezahlt wird. Von der Ausübung dieser den Communen übertragenen Befugniß hatte man bisher wenig gehört. Nur von einzelnen süddeutschen Städten war bekannt geworden, daß sie derartige ortsstatutarische Vorschriften eingeführt hatten. Jetzt wird jedoch auch mehrfach gemeldet, daß norddeutsche Städte den §. 119a der letzten Gewerbeordnungsnovelle zur Anwendung zu bringen beginnen. Diese Beispiele verdienen die weiteste Nacheiferung. Nicht blos das Reich, die Einzelstaaten und die Arbeitgeber, sondern auch die Communen haben socialpolitische Aufgaben zu erfüllen, und zu den letzteren gehört unstreitig in erster Linie die Hebung der Zucht unter der jungen Arbeiterschaft. Die Arbeiter verdienen weit früher als die Angehörigen anderer Classen Geld. Es ist ihnen dadurch vorzeitig die Befriedigung der Vergnügungssucht ermöglicht. Sie haben sich zudem, weil sie auch im jüngsten Alter über ihren Lohn frei verfügen können, der elterlichen Autorität zu entziehen verstanden. Auf beiden Gebieten können die Communen durch Anwendung der ihnen in §. 119a gegebenen Befugniß segensreich wirken. Man sollte an möglichst vielen Orten dafür sorgen, daß der §. 119a der letzten Gewerbeordnungsnovelle nicht blos auf dem Papier stehen bleibt. Natürlicher Weise müssen dabei Maßnahmen getroffen werden, welche verhüten, daß die Eltern oder Vormünder den von minderjährigen Arbeitern verdienten Lohn mißbräuchlich verwenden.

— Die Antwort des Kaisers an die Deputation der landwirthschaftlichen Centralvereine war, wie die „Lib. Corr." hört, im Staatsministerium festgestellt worden. Bekanntlich waren der preußische Ministerpräsident und der Landwirthschaftsminister bei dem Empfange zugegen.

— Der Oberpräsident der Provinz Brandenburg, Staatsminister Dr. von Achenbach, giebt, wie alljährlich, ein Festmahl für den Provinziallandtag der Provinz Brandenburg. Das Festmahl findet

---

Feuilleton.

Ums Geld.

Novelle von A. Heyl.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Der Befragte war ein zierlicher Jüngling unter mittlerer Größe, mit einem hübschen blonden Kopf, schwärmerischen blauen Augen, zartem Teint und einem kaum sichtbaren, hellblonden Schnurrbärtchen, das sorgfältig gepflegt und gedreht war. Der niedliche junge Mann blickte an Doctor Falk, dem er kaum bis an die Schulter reichte, in die Höhe, während er demselben von seinen jüngsten Erlebnissen erzählte.

„Ich kam durch die „Rheinische Zeitung" hierher, in der ich annoncirte, daß ein absolvirter Pharmaceut Stelle suche. Von den mir zugekommenen Offerten erschien mir die meines jetzigen Principals wenn auch nicht die günstigste, doch die annehmbarste, weil für mich der Aufenthalt in einer bedeutenden Stadt am Rhein ungemein viel Verlockendes hat und ich außerdem in X. eine Erbtante zu besitzen das Glück habe, mit der ich mich auf guten Fuß stellen möchte."

„Ah, eine Erbtante, ich gratulire."

Max Hoffmann nahm die Gratulation nur bedingungsweise an und ersuchte den Freund, nach 20 bis 25 Jahren anzufragen, ob er sie im Ernst wiederholen könne. „Du weißt aus der Naturgeschichte, daß Erbtanten im Allgemeinen ein zähes Leben haben, und bei der pünctlichen Zeiteintheilung und mäßigen Lebensweise der Frau Hofräthin Rauch steht zu erwarten, sie werde als ein merkwürdiges Exemplar dieser Species an zäher Dauerhaftigkeit alle anderen übertreffen."

„Die Hofräthin Rauch soll Geld haben", bemerkte der Doctor.

„Hat aber ihrem Neffen noch nie einen Pfennig davon zu Gute kommen lassen. Auf der Hochschule war ich mehr als einmal in der Lage, ein paar bittende Zeilen an sie zu richten, aber stets ohne klingenden Erfolg. Mit den Moneten geizt sie, mit den Strafpredigten ist sie freigebig genug, und sie hat mir, als ich ihr vorgestern den ersten Besuch machte, zum Empfang die bittersten Vorwürfe über meine Verschwendungssucht gemacht, sowie über meine Narrheit, wie sie es nennt, allen jungen Mädchen nachzulaufen. Kann ich dafür, wenn sie alle in mich verliebt sind? Du lächelst, Doctor, aber ich gebe Dir mein Wort, es sind viele Thränen aus schönen Augen geflossen, als der zarte Max von der Hochschule Abschied nahm."

Das Lächeln des Doctors steigerte sich zum herzlichen Lachen. „Immer noch der Alte", rief er belustigt aus, „den jedes hübsche Lärvchen begeistert, ein Damengünstling, der die Herzen im Sturme nimmt."

Max fühlte sich von den letzten Worten geschmeichelt.

„Ich werde Dich besuchen, Hermann, das alte Patrizierhaus Falk & Comp. ist sehr leicht zu finden. Kommst Du heute Abend in den Stern? Die beiden Dornbach arrangiren einen Kneipabend, Bonner und Heidelberger Studenten, die in den Ferien hier sind, nehmen Theil, um neun Uhr müssen wir alle beisammen sein, dann wirds lustig. Komme, ich bitte Dich."

„Danke, ich bin ein echter Philister geworden", lehnte Hermann ab. „Dem Studentenleben mit Allem, was dazu gehört, habe ich Valet gesagt."

„Der wilde Falk ist gezähmt, bleibt aber immer ein Edelfalke", bemerkte Hoffmann. Der Andere erwiderte kopfschüttelnd: „Gezähmt bin ich nur in gewisser Hinsicht, und ein Edelfalke bestrebe ich mich zu werden. — Doch da fällt mir ein, über der Freude, einen alten Freund wiederzusehen, vergaß ich den Zweck meines Kommens. Hier ist ein Recept, das ich sofort zu machen bitte, denn in einer Stunde werde ich die Mixtur abholen lassen, um sie dem Patienten zuzuschicken, der heute noch davon nehmen muß, wenn er die Nacht über leben soll. Es geht auf Armenrechnung, wie fast alle Recepte, die ich schreibe, denn vor der Hand bin ich nur wohlbestellter Armenarzt meiner Vaterstadt."

„Schön, schön", versetzte Max, das Recept an's Licht haltend, um es zu lesen. „Du waltest Deines Amtes mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß Du sogar für die Botengänge Dein Dienstpersonal zur Verfügung stellst. Einen besseren Armenarzt kann sich die Stadt X. nicht wünschen."

„Das thue ich Alles von Herzen gern, wenn ich Hilfe leisten und erleichtern kann. Doch nun gute Nacht Max, auf baldiges Wiedersehen."

Max hielt den Scheidenden am Arme fest und sprach im Flüstertone: „Verweile noch einen Augenblick, ich habe noch etwas Wichtiges zu fragen. Kennst Du eine junge Dame, welche man hier die Oelprinzessin nennt?" Der Doctor verneinte mit ironischem Lächeln. „Warum, Max? Interessirst Du Dich für sie?"

„Es ist so", gab der Andere zu, und begann zu erzählen: „Heute Morgen kamen zwei sehr elegant gekleidete Damen in die Apotheke, von denen die Aeltere von einem vorübergehenden Unwohlsein auf der Straße befallen wurde. Die Jüngere, eine junonische Gestalt, hochblond, mit zartem, frischem Teint, großen seelenvollen Augen, war um ihre Begleiterin sehr besorgt, bat mich um einen Sessel, in dem die Leidende ausruhen könne, und um stärkende Tropfen für dieselbe. Du kannst Dir denken, wie ich mich beeilte, die weichsten Polster herbeizuschaffen, und wie ich mich bemühte, der älteren Dame, die, nebenbei gesagt, äußerst vornehm aussieht, mit Essenzen und Tropfen zu Hilfe zu kommen. Mein Bemühen war von raschem Erfolge gekrönt, die Gnädige fühlte sich bald wieder im Stande, ihren Weg fortzusetzen, und dankte sehr herablassend, während sie mich fragte, was sie schuldig sei. Die Jüngere reichte mir die Hand — die Hand — Hermann, lächelte mich an und zeigte dabei zwei Reihen wundervoller Zähne. Als sie außer Gehörweite waren, rief ich den Hausknecht und beauftragte ihn, den beiden Damen nachzugehen und mir auszukundschaften, wer sie seien." Er berichtete beim Nachhausekommen, sie bewohnten im Nonnenhofe die Beletage, seien riesig reiche Amerikanerinnen und in der ganzen Stadt unter dem Namen „die Oelprinzessinnen" bekannt."

„Da kann ich Dir nur rathen, Max, diesen Fingerzeig des Schicksals nicht unbenützt zu lassen und Deiner lächelnden Oelprinzessin näher zu treten", meinte der Doctor, den die Geschichte amüsirte.

„Heute Nacht nehme ich meine Guitarre mit und bringe dem schönen Kinde ein Ständchen", erklärte der kleine Mann mit Hochgefühl.

„Viel Vergnügen und besten Erfolg" wünschte der Doctor beim Abschied.

Die Gaslaternen waren bereits angezündet, als der Doctor Falk den Weg nach seiner Wohnung einschlug, die in einem älteren Stadttheile unter einer Reihe ehrwürdiger Patricierhäuser der Hochstraße, als das höchste und stattlichste hervorragte, und das außer der Wittwe und dem Doctor Falk noch des Letzteren Stiefbruder Edward mit seiner Frau Lili bewohnte. Hier hatten in vergangenen Jahrhunderten die reichen Städter auf sicherer Höhe ihre solchen Wohnstätten gebaut, wo sie vor den fast alljährlich überflutheuden Wogen des Rheines sicher waren. Die neueren Stadttheile in den Niederungen entstanden erst, nachdem feste Dammbauten den verheerenden Ueberschwemmungen ein Ziel setzten, und Handel und Gewerbe zogen sich dahin, wo der Geschäftsverkehr durch Schifffahrt und Eisenbahn mit jedem Tage reger wurde. Die neuen Stadttheile mit ihren prachtvollen Bauten, ihren üppigen Schaufenstern, den eleganten Hotels, den rauchenden Fabrikschloten, mit der in den Straßen wogenden Menschenmenge repräsentirten die Gegenwart mit ihren ruhelosen dem Gewinne nachjagenden Generationen, und die Häuser der Hochstraße standen da oben in vornehmer Ruhe und sahen auf das moderne Treiben herab, wie behäbige alte Leute, die ihr Schäfchen im Trockenen haben. Am Fuße einer Anhöhe, von der die Straße den Namen führt, dehnte sich ein mächtiger Bau aus, der mehrere Jahrhunderte überdauert hatte. Es war der „Nonnenhof", ein ehemaliges Frauenkloster, dessen palastartige Façade dem Rheine zugekehrt war, und dessen geräumige Seitenflügel und Nebenbauten sich noch weit in die rückwärts angrenzenden Gäßchen erstreckten, in denen das Proletariat seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Dieses Kloster, in dem ehemals der reiche Orden der Klarissinnen hauste, war nach der Säcularisation in städtischen Besitz übergegangen, mit der Zeit äußerst baufällig und in Folge dessen zum Verkaufe ausgeboten worden. In der Stadt fand sich kein Käufer, der das Risico einer durchgreifenden kostspieligen Restaurirung übernehmen wollte, und so kam das

SLUB
Wir führen Wissen.